

Gespensstergeschichten aus Bern

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 16

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gespensstergeschichten aus Bern

Von Hedwig Correvon

Das Gesicht im Spiegel.

Es war zur Zeit der Keisfröcke und gepuderten Perücken. Die Mutter eines jungen Mädchens, die ein Haus an der Junferngasse besaß, regte sich so sehr auf, weil ihre Tochter sich stetsfort im Spiegel betrachtete und den größten Teil des Tages damit verbrachte, sich zu bewundern. Immer wieder suchte sie das Interesse ihrer Tochter auf andere Dinge zu lenken, doch umsonst: Im nächsten Augenblick stand das Mädchen wieder vor dem Spiegel und machte sich mit feinen Haaren zu schaffen. Die Wochen vergingen und in die Familie zogen Freude und Leid. Nichts vermochte das junge Mädchen vom Spiegel wegzubringen. Mit einem tiefen, schweren Seufzer hauchte die Mutter ihr Leben aus: Selbst in diesem Augenblick stand die Tochter vor dem Spiegel.

Als die Leidtragenden erschienen, blickte ihnen aus dem Spiegel das Gesicht der Tochter entgegen. Als das Jahr zu Ende ging, sah das Gesicht noch immer aus dem Spiegel heraus. Man reinigte den Spiegel; man trug ihn zum Handwerker, damit er das Antlitz daraus entferne: Das Bild blieb haften und der Spiegel nahm nichts anderes auf. Man warf einen Stein in den Spiegel: Aus den Scherben blickte das Gesicht, so wie es im Spiegel gestanden. Man suchte das junge Mädchen: Es war verschwunden und blieb verschollen. Und schließlich kamen die Leute zur Überzeugung: Es selber ist mit seinem Antlitz am Spiegel haften geblieben.

Lichter flackern auf.

An verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten flackern Lichter im Dunkel der Nacht auf, ohne daß Menschenhand sie entfacht hätte, oder ein Feuer in der Nähe wäre, von dem sie hätten abspringen können. Wer sind sie? Was liegt ihrem Erscheinen zugrunde? Niemand kann es sagen. Erschauend, bewundernd sehen wir ihnen zu, wie sie aus dem Dunkel, aus dem Nichts aufflammen, sich wie ein großer glänzender Punkt vom nächtlichen Himmel abheben, aufzucken, dann wieder in stilles Leuchten übergehen und wohl auch einen Tanz beginnen oder sich auf die Wanderschaft begeben.

Am Altenberg erscheinen da und dort kleine, helleuchtende Flammen. Es seien große Glühwürmchen, sagen die einen; ein Nachtvogel sende seinen Augenstrahl spähend in das Nachtdunkel hinaus, wieder andere. Nichts von alledem. Die Flammen stammen von Abgeschiedenen: Mit den Lebenden haben sie nichts zu schaffen. In gewissen Mondzeiten, wenn am Münster die letzte Schwalbe untergeschlüpft ist und nur noch irgendein verirrtes Vögelein angstvoll über der Mure flattert, dann sieht man die geisternden Lichter aufflammen und aufflackern. Dann sucht der Überlebende unter den großen und den kleinen Flammen das Licht, das vielleicht für ihn brennt und ihm den Gruß eines Abgeschiedenen sendet. Vielleicht ist das Flämmchen der Abgeschiedene selber. Dort, über den steinernen Halden hat man ihn zur letzten Ruhe bestattet. Vielleicht hat seine Seele sich noch nicht von uns losgelöst. Er ahnt: Unsere Seele leidet, unser Herz ist am Brechen, und unsere Tage sind erfüllt mit Trauern. Die Flamme winkt, grüßt — und jetzt, da wir sie geschaut, schrumpft sie zusammen, erlischt. Die Nacht ist in tiefes Schwarz übergegangen.

Auf der Terrasse des Erlacherhofes flammt zur Weihnachtszeit ein helles Licht auf. Der Schiffer, der um diese Zeit einen Kahn über die glitzernden Wellen der Mure führt, hat es letztes Jahr, vorletzten Weihnachten, seit seiner Kindheit gesehen. Sein Vater, der es auch erblickt hatte, erzählte ihm davon.

Ein Licht wandert. Was oder wer ist es? Was hat es zu bedeuten? Unten am Flusse glitzert es auf. Ist es den Wassern entflohen? Fährt es aus dem Boden? Man weiß es nicht. Es schwebt frei in der Luft. Als wären ihm die Bahnen vorgezeichnet, so wandelt es über Felder, Gärten, Bäche. Es verfolgt die Steigungen des Bodens und wandert, stets in gerader Richtung, die Anhöhe hinauf. Ohne anzuhalten, ohne sich durch irgendeine Erscheinung beirren zu lassen, geht es den Hügel hinauf. Es zieht über die Tiefenaustraße hinüber, wandert durch den großen Garten des Engegutes, überschreitet, ohne anzuhalten, den Garten auf der andern Seite der Reichenbachstraße, wandert den Abhang hinunter und geht über die Felsenau. Und erst, wenn es bei der Mure angelangt ist, erlischt es mit leisem Zischen.

Von Mure zu Mure geht also der Lauf des Lichtleins. Vielleicht ist es doch ein den Murewellen entflohenes Etwas, das seinen Weg über die Erde nahm, während die Welle, die es getragen, zusammen mit den andern Wassern ihre großen, weiten Krümmungen um die Engehalbinsel machte. Vielleicht hat es bei Beendigung seiner Wanderschaft die selbe Welle wieder getroffen, der es entstieg, und fliekt nunmehr mit dem Flusse andern großen Wassern zu.

Das Schwert des Scharfrichters.

Der Scharfrichter von Bern hatte ein Haus am Kyffliggässchen. Vor den kleinen gotischen Fenstern blühten Blumenstöcke, und gar nichts deutete in seiner Freundlichkeit und Lieblichkeit auf das grauenvolle Gewerbe seines, Herrn und dessen Knechte hin. Aber der Scharfrichter hatte ein ungemein weiches Herz und litt mit seinen Delinquenten. Von seinem Vater her besaß er einen Schatz Arzneien, den er der frankten Menschheit für geringes Entgelt zukommen ließ. In Seuchenzeiten hatte er Arzneien für die Reichen und gleich wirksame für die Armen zur Hand. Aber diese waren weit billiger als jene.

An einem schönen Sommertag kam ein junges, frisches Mädchen zu ihm und verlangte für seine erkrankte Herrin ein Mittel. So frisch und lieblich war das Mädchen anzuschauen, daß einen das Herz im Leibe lachte.

Der Scharfrichter saß vor dem Hause inmitten seiner blühenden Pflanzen. Er führte das Mädchen in die Stube, damit er ihm das Mittel verabfolgen konnte. Er gab ihm noch verschiedene Weisungen über dessen Gebrauch.

Da, was ging denn vor? Das im Schaft hängende Richtschwert fing an sich zu bewegen.

Das Mädchen starrte entsetzt auf die schreckliche Waffe, die immerfort hin und her ging, wie der Pendel einer Uhr. Der Scharfrichter wurde totenbleich. „Liebes Kind“, sagte er mit bewegter Stimme, „versprich mir, daß du stets treu und brav bleibst. Schau, es gibt böse Zeichen.“

Aber es verstrich kein Jahr, da wurde das Mädchen wegen Kindesmord vor den Richterstuhl an der Kreuzgasse gestellt, und eine Menge Leute wohnte der Gerichtsverhandlung bei. Das Urteil war hart: das Mädchen ward dem Scharfrichter zur Hinrichtung überwiesen. Sein Leib sollte gleich den „niedern Bürgern“ auf der Hohlleibe begraben werden. Mit zitternder Hand barg der Scharfrichter das Schwert, das die böse Kunde getan, unter seinem weiten, schwarzen Mantel. Das Pferd, das ihn durch die hintern Gassen dem Stadtbach entlang zur Richtstatt bringen mußte, trug diesmal auf seinem Rücken einen schmerz-durchwühlten Mann.